

Reichsward

und Deutsches Schrifttum von Ad. Bartels als monatliche Beilage

Graf E. Reventlow

Der „Reichsward“ erscheint jeden Freitag. — Bezugswerte: Inland: vierteljährlich durch die Post 3.— Rm., durch Kreuzband 3.75 Rm. Ausgabe B monatlich 1 Rm. Deutschösterreich monatlich 2 Schilling. Ausland: Vierteljährlich 1 Dollar. — Anzeigenpreise: Für die 10spaltige Mittelzeile 15 Goldpfennig, die ganze Seite 600 Gm

Bei Abnahmeentsprechender Aufschlag. Rabatt nach Tarif. Bestellungen nehmen alle Postämter, Buchhandlungen sowie der Verlag „Der Reichsward“ G. m. b. H., Berlin SW 11, Bernburger Str. 30, entgegen. — Fernsprecher: Lühm 8822. Postfach-Konto: Berlin 88711. Unberichtigten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Inhalt:

- Die arme Wartburg!
- Zum Übel werden!
- Wir sind keine Bürger
- „Eine Tür fällt ins Schloß“
- Ueberfremdung — Ueberjudung

Die arme Wartburg!

Die „große Presse“ dieser Republik schreibt mit der an ihr so wohlthuenden fettigen Wärme schöne Töne über ein republikanisches Wartburgfest, zu welchem Juden und Judengenossen das liebliche Pfingstfest mißbraucht haben. Hätte Luther nicht seine Jahre auf der Wartburg verbracht, so würden heute Pfingsten die Republikaner ihre vollen Herzen anderswo ausgegüßet, ausgedreht haben, um keine weniger zarten Ausdrücke zu gebrauchen. Aber sie fühlen sich, das ist heute sehr billig, lutherhaft und waren in festlicher „Bekennnis“-Stimmung, können übrigens Satire danken, daß Luther nicht mehr lebt.

Ihre Bekenntnisse sind wert, festgehalten zu werden, denn augenscheinlich war der Geist der Republik über die Redner und Hörer dort gekommen, und es ist immer von hohem Interesse, die Erzeugnisse dieses Geistes näher zu betrachten. Ein Herr Speicher fungierte auf der Kundgebung der republikanischen Studenten am ersten Pfingsttag als Vorsitzender und tat die bemerkenswerte Aeußerung, daß dieser Tag „ein Fest der geistigen Erneuerung aller Republikaner Deutschlands“ sein müsse. — Also die Republikaner Deutschlands bedürfen einer geistigen Erneuerung! So sagen ihre Vertreter. Erst zehn Jahre besteht diese bemerkenswerte Republik, und schon müssen ihre Republikaner ihren Geist erneuern! Der bisherige oder bisher als vorhandene unterstellte Geist hat sich mithin in zehn kurzen Jahren schon aufgebraucht, oder ist er nur fadenförmig geworden, oder war er vielleicht überhaupt nicht vorhanden? — genug wir sind zu taktvoll, um in diese peinlichen Geheimnisse eindringen zu wollen.

Als lebendiger Repräsentant republikanischer Geisteserneuerung sprach dann der Preussische Innenminister Herr Grzesinski. Seine Worte, wie sie die ihm verwandten jüdischen Zeitungen wiedergeben, lassen vor allem erkennen, daß auch der neue Geist der Pfingstrepublikaner 1929 nicht ein Geist der Wahrheit ist, sondern dessen Gegenteil. Grzesinski sagte, nachdem er an die Wartburgfeste der Studenten von 1817 und 1848 erinnerte: „die heutige Studentenschaft hat das große Erbe ihrer Väter verlegt. Sie ist wahrscheinlich nicht würdig, mit jenen Studenten in einem Zuge (!?) der Innenminister dachte hier wohl an seinen Dursi.“ genannt zu werden.“ Die damalige Studentenschaft habe unter den Fahnen Schwarz-Rot-Gold für ein geeintes deutsches Vaterland gekämpft. „Damals gab es für die Studentenschaft nichts anderes als ein freies Bekenntnis zur lebendigen Gegenwart und Zukunft, heute sieht man bei dem größten Teil der deutschen Studentenschaft ein Festhalten am Vergangenen, ein Abschließen von der Gegenwart vom Heute.“ Wirklich, an Stelle des Geistes der Wahrheit ist, aus Versehen sich, der Geist der Unwahrheit mit der ehrenvollen Aufgabe delegiert gewesen, den preussischen Innenminister zu erheuchten. Dieser Teil seiner Rede ist in der Tat eine beschimpfende Entstellung des Wesens und Willens jener deutschen Studenten, die 1817 und 1848 im Symbol Schwarz-Rot-Gold ihre Begeisterung nach der Wartburg brachten. Herr Grzesinski hat ganz vergessen, daß diese Studenten nicht allein für ein geeintes deutsches Vaterland kämpften, sondern auch für einen Kaiser. Der Preussische Innenminister hat auch wohlweislich verstanden zu sagen, daß die alte Burschenschaft in rückhaltloser Begeisterung zum nationalen deutschen Gedanken stand und von keinerlei Internationalismus etwas wissen wollte. Der Innenminister will den Unterschied zwischen der damaligen Schwarz-Rot-Goldenen und der heutigen Schwarz-Rot-Gelben Studentenschaft darin erblicken, daß jene zur lebendigen Gegenwart und Zukunft ein freies Bekenntnis gehabt habe, während heute der größte Teil der deutschen Studentenschaft an der Vergangenheit festhalte, sich von der Gegenwart abschließe. Der Herr Innenminister bedient sich hier talmudischer Dialektik, auch hat ihm der Geist der Unwahrheit wieder ganz grobe Streiche gespielt. Die alte Burschenschaft dachte nicht im Entferntesten daran, daß es für sie lediglich ein „freies Bekenntnis zur lebendigen Gegenwart und Zukunft“ gegeben hätte und sie diese zustimmend erlebten. Sie stand

Zum Übel werden!

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ will über den Ocean fliegen, erleidet, noch über Europa, hintereinander eine Motoravarie nach der anderen, landet notgedrungen auf französischem Boden und wird seitens der französischen Behörden bei und nach dieser Landung unterstützt, wie es hei und nach Unfällen auf See seit einem Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit ist. Dabei beschränkte sich die französische Hilfe auf die Bestellung von ein paar hundert Leuten, um das Luftschiff nach der Landung in die Halle hineinzuziehen. Das war alles. Ergebnis: eine französische Behörde hat den primitivsten Anforderungen internationaler Höflichkeit Genüge geleistet. Doch, wir wollen nichts vergessen: die französischen Offiziere, die Zollbeamten und die Despatches des Ministeriums für Luftschiffahrt sind auch nicht unhöflich gewesen. Anderswo findet man so etwas selbstverständlich. Wenn aber Repräsentanten des neuen Deutschland, dieser sonderbaren Republik, im Auslande höflich behandelt werden, so fühlen sie sich nicht nur über Gebühr geehrt, sondern sie geraten vor Entzücken und Dankgefühlen außer sich und können sich nicht lassen, in ihren Ausdrücken überschwenglichen Preisens und der Bewunderung für den, der gegen sie, wirklich auch gegen sie, höflich gewesen ist. Man hat tatsächlich das havarierte deutsche Luftschiff nicht mit scharfen Schlägen an der Landung verhindert, die Franzosen haben seine Insassen nicht mißhandelt und beschimpft, sondern ihnen sogar freie Bewegung gestattet. Sie tun auch dem deutschen Luftschiff die hohe Ehre an, es zu umschiffen, ja es von innen anzusehen. Was sind das für herrliche moralische Erfolge! Was bedeutet demgegenüber noch der Frieden von Versailles! Müßen wir diesen nicht auch lieben, nach diesem herausgehenden Benehmen der Franzosen? Der bei weitem größte Teil der Deutschen bzw. der in Deutschland gedruckten Presse denkt so, wenn man den Kummel trübender Begeisterung mit ansieht, die jüdischen Blätter und jüdischen Größen außerhalb der Presse natürlich vorneweg. Auf dem im nebenstehenden Aufsatz besprochenen Wartburgfest wandte sich der jüdische Abgeordnete Dr. Haas nach Frankreich: „Man möge dort würdigen, wie sehr in Deutschland die Tat der Menschlichkeit dankbare Sympathien gewendet habe. Wie glücklich könnte das schwer leidende Europa sein, wenn dieser Geist gegenseitiger Hilfsbereitschaft und edler Menschlichkeit endlich einmal die Beziehungen der Völker zueinander regeln würde.“ Der jüdische Redner weiß dabei natürlich sehr gut, wahrscheinlich besser, als sehr viele andere, daß die „Beziehungen der Völker“ bis jetzt durch das Judentum geregelt werden. Aber er und seine Volksgenossen und die von diesen geleiteten Zeitungen wissen ebenfalls, wie sehr es politisch lohnend in Deutschland ist, einen derartigen internationalen Gefühlsrummel aufzumachen. Sogar eine große Anzahl nationaler deutscher Blätter beteiligt sich an diesem lächerlichen und beschämenswerten Schauspiel.

Daß auch wir mit allen Deutschen in der Bewunderung des deutschen Luftschiffes und seiner Leistung einzig sind, ist eine Selbstverständlichkeit, ebenso steht die Leistung der Führung und Besatzung sicher als miltärgünstig da, und beides zusammen, die technische und die navigatorische

Leistung heischt und findet Anerkennung in der ganzen Welt. Aber damit ist dann auch alles gesagt. So zu tun, als ob mit dem Zeppelinluftschiff alles verkörpert sei, was dem Deutschen hoch und wert sei, das ganze Deutschland und sein Volk gewissermaßen mit dem Luftschiff gleichzusetzen, ist lächerlich oder unaufrichtig oder beides zusammen. Das muß einmal unumwunden ausgesprochen werden, gerade auch im Hinblick auf das so große Maß von falscher Sentimentalität, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten in Deutschland zeigt und wie sie, das ist die Hauptsache, durch die Juden und die anderen Republikaner mit sehr bewusster Absicht gepflegt wird. Seit bald drei Monaten sitzen die Geldleute der Welt in Paris, um die neuen Methoden zur Ausgestaltung Deutschlands festzulegen und unter sich über die Verteilung des Raubes einig zu werden. Das deutsche Volk, sein Besitz und seine Arbeit selbst werden hier, im Sinne des Begriffes, verhandelt, veräußert. Die Entscheidung der Geldleute und vor allem die Entscheidung Deutschlands über Annahmen oder Ablehnen ist von höchster juristischer Tragweite. Die Presse jedes anderen Landes würde, und wenn es ein Jahr dauerte, gefüllt sein durch Beforschung dieses Problems und in immerwährender Wiederholung der Bevölkerung klar zu machen versuchen, was auf dem Spiele stehe und welche Haltung das ganze Volk gegen solchen Raubzug einnehmen müsse. Daß im heutigen Deutschland davon nicht die Rede ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wir erinnern nur daran, daß vor einiger Zeit, als es hieß, die Konferenz werde auseinandergehen, die linke Presse übereinstimmend schrieb: jedes Ergebnis sei besser, als ein Scheitern der Konferenz. Um Pfingsten hat Poincaré eine Rede gehalten, mit deutlicher Beziehung auf die Pariser Konferenz und dabei mit unerschämtester Schärfe die alte immer neue Lüge ausgesprochen: Deutschland habe die Schuld am Kriege, habe die Pflicht zu den „Reparationen“ usw. Wir haben keine einzige größere deutsche Tageszeitung gesehen, die sich mit dieser Rede in einer Weise beschäftigt hätte, wie sie deren Bedeutung entsprach. Raumangel kann nicht die Ursache gewesen sein, denn Spalten und Seiten waren voll von Dements aus Toulon und demütig übertraufte-erfreute Schilderungen über die französische Höflichkeit und Liebenswürdigkeit.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die französischen Liebenswürdigkeiten in Toulon und die Erfüllung der internationalen Höflichkeitsbräuche durch die französischen Behörden zweckbewußt darauf ausgehen, das öffentliche Interesse in Deutschland von den Pariser Konferenzverhandlungen abzulenken und eine „gute Presse“ in Deutschland gegen das deutsche, für das französische Interesse in dem Augenblick zu schaffen, wo die Ergebnisse der Konferenz vorliegen würden. Die Besetzung ist lächerlich. Die jüdische Linkspresse einschließlich der Mitte ist schon heute ganz auf diesen Ton gestimmt: was bedeuten ein paar hundert Millionen Mark mehr im Vergleich zur Arcundschait des bewunderten französischen Nachbarn? So ähnlich wird es wohl kommen, wie schon so oft. Nicht überraschen, nicht nur niederdrücken, sondern zum Übel werden.

vielmehr zur lebendigen Gegenwart in Preußen und in anderen deutschen Staaten in schroffem, zorn-erfülltem Kampfe. Sie bekannnte sich zu einer Gegenwart und Zukunft, wie sie ihr vorlähwebte und wie sie sie wollte, aber das war nicht die Gegenwart, in der sie, die damalige Studentenschaft bezw. Burschenschaft lebte. Die alten Burschenschaftler sagten: Tod den Tyrannen, aber sie wollten ein freies großes Deutschland unter der Kaiserkrone. Sie wollten, daß dieses Reich ausgesprochen deutsch sei und deutsch sein wollten sie auch selber. Für Internationalismus hatten sie nicht das Geringste übrig. Ihr, wie Herr Grzesinski sagt, freies lebendiges Bekenntnis zur Gegenwart und Zukunft galt in keiner Weise den in ihrer Gegenwart herrschenden Kräften. Der Preussische Innenminister, Sozialdemokrat, Internationalist und allem Anschein nach Judenmischling versucht den Gegensatz logisch zu erschließen: die alte Burschenschaft nahm am Gegenwartsleben lebendig teil, die heutige schließt sich von ihm ab und lehnt sie ab, lebt dagegen in der Vergangenheit. Der Minister weiß selbstverständlich, daß dieser Vergleich durchaus unrichtig, in sich unwahr ist. Die da-

malige Studentenschaft lebte in der sehr lebendigen Gegenwart ihrer Wünsche, Träume und Ziele, die im schroffen Gegensatz zu ihrer damaligen staatlichen Gegenwart standen. Die heutige Burschenschaft nimmt im heutigen Staate eine ganz ähnliche Stellung ein, nur mit dem doppelten Unterschied, daß ihr Gegensatz gegen diesen internationalistischen liberalen und demokratischen Staat viel schärfer und tiefer ist als damals der damalige. Die heutige studentische bewußt deutsch fühlende Jugend hat einen starken und bemerkenswerten Vorsprung vor denjenigen zur Zeit ihrer Großväter und Urgroßväter: sie sieht das, was sie will und das, was sie vernichtet wissen will klar und nüchtern, jedenfalls viel klarer als die damaligen studentischen Generationen schwärmerischer Jünglinge. Ein entscheidender Fortschritt gegenüber der Jugend der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist auch die klare Erkenntnis von der Fremdheit des Judentums. Der heutige bewußt deutsch fühlende Student ist ohne weiteres Antisemit, während die Burschenschaft der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts direkt von Juden oder durch Geheimbünde,

die von Juden geleitet wurden, in schandbarer Weise irre geleitet und mißbraucht worden ist. Wie die damalige, so steht auch die heutige Studentenschaft mitten und bewußt in der „lebendigen Gegenwart“ aber sie verneint diese und will sie von Grund aus ändern, soweit sie durch diese Republik dem deutschen Volk und Land aufgezogen ist, solange der Jude sie bestimmt, verdirbt und vergiftet.

Der Preussische Innenminister sagte in seiner Rede: die heutige Studentenschaft habe das große Erbe ihrer Väter veräußert. Im Gegenteil: die heutige Studentenschaft hat das große Erbe ihrer Väter, den deutschen Gedanken, aus dem Schmutz und Schlamm des Novembers 1918 und der heutigen Verhältnisse wieder herausgeholt und hält es hoch empor.

Man kann im Zweifel sein, ob Herr Grzesinski hier bewußt falsche Geschichte redet, oder ob er nicht besser unterrichtet ist. Wie soll er auch zu richtigen geschichtlichen Kenntnissen und auch nur zu einem Schimmer des Verständnis für das Wesen und die Entwicklung der alten Bürgerlichkeit gekommen sein? Man legt an alle diese geistigen sozialdemokratischen Parteibanden einen viel zu hohen Maßstab an. Solche Reden macht ihnen irgend einer ihrer Beamten, der über eine gewisse Bildung verfügt, die alte Fälschung: Schwarz-rot-gold 1848 gleich schwarz-rot-gelb 1918 muß natürlich auch herhalten. So wird das Ragout je nach dem Anlaß zusammengebräut und dann stellt sich der ehemalige Partisekretär und freie Gewerkschaftsbeamte hin und spricht von „Entwicklung“ und „Geist“ und was sonst noch, als ob er eine Ahnung hätte, was das alles eigentlich war und ist.

Dem Preussischen Innenminister macht erzeulicher-

weise der „größte Teil der deutschen Studentenschaft“ schwere Sorge, denn, so meint er, es handle sich um das Problem des akademischen Nachwuchses für die Beamten-schaft. Es würde ja sehr schlimm sein, wenn die Beamten-schaft auf diese Weise sich aus Persönlichkeiten rekrutierte, welche die „Demokratie und Republik ablehnen“. Wir schlugen dem Herrn Innenminister vor, damit er ganz sicher geht, die Beamtenpflicht nur aus Juden und Tübingen und zuverlässigen Mischlingen zu ergänzen. Die sind alle akademisch gebildet, sie sind ja so begabt. Und wo ihrem Ehrgeiz irgend welche Posten nicht genügen sollten, da könnten irgend welche Funktionäre der sozialdemokratischen Partei an die Stelle treten. Kenntnis des Parteiprogramms ist ja im Grunde viel wertvoller als akademische Bildung.

Es ist nur erzeulich, — jede Klarheit ist erzeulich — daß abgesehen vom Preussischen Innenminister das schöne Wartburgfest auch äußerlich im Zeichen des Judentums stand. Zu den Hauptpersonen gehörten der österreichische jüdische Obergenerale Dr. Karl Renner und einer der Leiter des Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Dr. Haas. Wahrscheinlich hat auch unter den übrigen Rednern der Jude vorgeherrscht.

Die deutschbewußte akademische Jugend sollte dieses Wartburgfest und die dort gehaltenen Reden mit aller Aufmerksamkeit würdigen. Sie kann daraus erkennen, eine wie große Macht sie sein könnte, wenn sie geeignet wäre. Sie müßte dazu alles Reaktionsäre aus sich ausschneiden und würde so ohne weiteres den nationalen Sozialismus als die einzige Fahne erkennen, die in eine deutsche Zukunft führen und über ihr wehen kann.

genannt, als Schutzhild für die zu erwartende Behauptung, sie sei keine Volkspartei. Diesen Namen, so auch die Deutsche Volkspartei, auch das Zentrum nannte sich Volkspartei, entstanden vor den Wahlen zur sogenannten Nationalversammlung. Sie wurden, wie es ja parlamentarisch vollkommen richtig ist, im Hinblick auf die Wirkung bei den Wahlen auf die Massen berechnet. Diese Tatsache allein würde genügen zur Kenntnis der Partei, die unter dem Namen steht. Wie oft hörte und hört man aus den Kreisen der Deutschnationalen den Großflücker: wenn man doch nur an die Massen herankommen könnte! Nichts bezeichnet besser als diese Wendung den unänderbar bürgerlichen Charakter dieser Partei. Sie erblickt in den Massen ganz richtig etwas ihr und ihrer ganzen Anschauung vollkommen Fremdes, dessen man aber bedarrt, um es zu gebrauchen, also: „herankommen“! Das bedingt die Weisen nach mit dem Ruf dieser Partei nach „diegreifenden, durchgreifenden Reformen.“ aber die Teilung, die Distanzen, das soll alles so bleiben, wie es war, man möchte ein deutschnational-politisches Patriarchat im Großen in Deutschland haben. Dem Arbeiter wird mit vornehmer Herzlichkeit die nationale Hand gereicht und die soziale Hand leget ihn von oben. Es ist immer von oben. Sehr freundlich, sehr gutig, wohlwollend und streng, aber Distanz!

Wir wollen von vornherein hier einer Mißdeutung vorbeugen: in keiner Weise und nach keiner Richtung soll hier eine geistigen Gleichmacherei das Wort geredet werden, im Gegenteil. Der Volksgedanke aber und damit der volksgenössische Gedanke soll und muß die alten Ständes- und Klassenunterschiede und das gesellschaftliche Chinesentum zerbrechen. Das ist es, was wir wollen, und was der Nationalsozialismus auch in seiner Partei als Form zum Ausdruck bringt und vor innen heraus ganz verwirklichen muß, wenn er nicht mit einer Enttäuschung enden soll. Dazu gehört aber, besonders für die älteren Jahrgänge, eine Vorurteilslosigkeit und ein Sieg über den eigenen Dünkel und über den des Standes, der Klasse oder des Berufes, wie er sich in Deutschland unverändert gerade in diesen früher herrschenden Klassen und Ständen als maßgebend bemerkbar macht. Es gibt nicht wenige, die der alten Auffassung hier zustimmen, teils aus Überzeugung, teils aus Bequemlichkeit, auf diese Weise entwurzelt sich der Mensch, er verliert Halt und Linie, er könne ohne seine gewohnte, angenehme Umgebung, in der er geboren sei oder in der er sich später im Beruf entwickelt habe, nicht entbehren, ohne sich auch innerlich unheilbaren Schaden zu tun. Man konnte Mehreres früher in der Tat beobachten und feststellen, so daß bei solchen früher oder später starke Verbitterung gegen ihren früheren Kreis Platz griff, besonders bei ehemaligen Offizieren. Dem stellen wir nun — ganz abgesehen von der großen Veränderung aller Verhältnisse — eben den volksgenössischen Gedanken gegenüber. Auf den Boden dieses Gedankens kann jeder treten, ohne sich etwas zu versagen. Aber, um es zu wiederholen: das geht nur durch eine völlige Ummäzung, eine äußere und meist auch eine innere, denn eine innere vorherige Bereiterschaft gehört immerhin bei uns zu den Seltenheiten.

Wir sind keine Bürger

III.

Den Reichsmarschalchern ist es ein altbekannter, hier sehr oft vorgetragener Gedanke: um eine wirkliche deutsche Zukunft zu schaffen, und den Weg zu ihr frei zu machen, seien die Reformen nicht das richtige Mittel, sondern nur eine „grundstürzende und grundlegende Ummäzung“. Ich habe diesen Gedanken seit dem Erscheinen des Reichsworts vertreten. Und die Auffassung hat nach auf der letzten Tagung der Deutschpölkischen Freiheitspartei, der ich beimohnte, im August 1926 lebhafteste grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen.

In unserer Zeit, wo starke und stärkste Worte fortgesetzt die Atmosphäre erfüllen, ist man leider geneigt, meist nicht über den Sinn gerade sorgsam gewählter Wortwendungen nachzudenken und sie sich dem Sinne und den praktischen Folgerungen nach zu überlegen. In den nationalen bürgerlichen Kreisen überhaupt pflegt unter Revolution durchschnittlich nur ein mehr oder minder gewalttätiger Sturm der bestehenden Staatsgewalt und des durch sie vertretenen Systems verstanden zu werden, daß im allgemeinen und hier im besonderen die nationalen Kreise und Schichten, also die frühere Oberschicht wieder zum beherrschenden Einfluß in Staat und Gesellschaft gelange. Es gibt in diesen Kreisen und Gruppen sehr viele, die, in ihrem stillen Herzen, der Überzeugung leben, eines Tages werde der liebe Gott auf den Knopf drücken, die nationale Revolution entfesseln, und kurz darauf nach unblutigem oder blutigem Kampfe, seien die Klassen und Schichten der Vorkriegszeit wieder „oben“. Daher begegnet, wer von uns von der Notwendigkeit einer tatsächlichen Ummäzung, zu deutsch: Revolution, spricht, in nationalen Kreisen meist heißemigem Zustimmung, oft mit der Nebenbemerkung: da sind wir doch wieder einmal einig, wir gehören doch überhaupt zusammen; und was euer Stedenpferd: das Soziale, anfangt, so werden wir darin auch schon einig werden. Viele der Leser dürften solche Gespräche kennen, in ihrer endlosen Wiederholung des gleichen — überaus dürrigen — Gedankensinhalts, und der Hoffnungslosigkeit, am Ende des Gespräches den anderen nicht allein überzeugen zu können, sondern aufzustehen zu sein, überhaupt sein Verständnis dafür zu gewinnen, was wir wollen und welche Voraussetzungen wir an die Verwirklichung unseres Wollens knüpfen. Ja, heißt es, euer soziales Stedenpferd! Natürlich, auch wir sind sozial! — wird uns erklärt, aber: was soll ihr denn jetzt noch mehr erreichen und geben. Die Leute haben ja doch alles erreicht, sie haben sogar die Arbeitslosenversicherung; wollt ihr Nationalsozialisten ihnen denn noch mehr geben? Sie werden ja dann doch nur noch unzufriedener. So und in ähnlichen Varianten spielen sich diese unersetzlichen und meist gänzlich vergeblichen Versuche, einander zu verstehen, ab, ohne daß es gelingt, auf den eigentlichen Grund hinunter zu gelangen und die eigentliche Ursache zu sehen.

Wir verlangen jene vollständige grundstürzende und grundlegende Ummäzung nicht in dem bekannten Pathos des Revolutionärs, nicht wutnahend gegen „die da oben“, oder in einer verfehlten nachträglichen Begeisterung für die alte Mauerparole von 1789: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Derartige liegt uns ganz fern, und „liegt uns“ überhaupt nicht. Wir meinen auch nicht, das muß in Deutschland wohl vor allem gesagt werden — die Partei. Da kann übrigens am Rande darauf hingewiesen werden, daß die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei sich ihren Sagen gemäÙ aufzulösen wird, sobald sie ihr Ziel erreicht hat. Es geht uns also auch nicht um die Partei.

Vor wenigen Jahren hat sich begeben, daß ein recht bekannter ausgesprochen völkisch gefärbter preussischer Adliger sagte: er sei ja vollkommen unserer Ansicht, hätte alle Grundsätze, auch gerade auf dem nationalsozialistischen Gebiet, aber er könne den Schritt nicht tun seiner Familie, hauptsächlich seiner Kinder und im besondern seiner Tochter wegen. Auf eine interessierte Frage nach dem Alter der Tochter erfuhr man, das sie sich im zehnten oder elften Lebensjahre befände. In weit voraus-blickender väterlicher Sorge wollte dieser ganz stark völkisch gefärbte Mann den Schritt nicht tun, der ihn von seiner, wie er jedenfalls sagte, tiefen und gefestigten Überzeugung trennte: die Heirat, so deutete er bejagt an, könnte ja im voraus unmöglich gemacht werden. Das klingt vielleicht grotesk, nicht alle werden so etwas sagen, aber zahlreiche Adlige und Nichtadlige, die alle eben „Bürger“ sind, werden so denken, jedenfalls derartige Vorwände gebrauchen. In dem angeedeuteten Fall ist es schwerlich in

Wirklichkeit die Sorge um die vielleicht zehn Jahre später akut werdende Heiratsfrage der Tochter gemein, sondern allgemein die unerbürdliche Scheu oder Abneigung, die eigene, die angewohnte und angeborene Atmosphäre zu verlassen, und sich auch innerlich etwas Neuem zu öffnen, die Mühen, unter Umständen auch Qualen und Entbehrungen, die damit verbunden sind, auf sich zu nehmen, die nur denjenigen wenig jähbar sind, die ganz vom neuen Gedanken erfüllt werden. Alle diese Hemmungen sind aber umso stärker, je fester diese Menschen im Bewußtsein und Gefühl ihrer Klasse, ihres Standes und ihrer gesellschaftlichen Welt, ihre äußere und innere Grundlage und Stütze besitzen. Das sind letzten Endes die charakteristischen bürgerlichen Eigenschaften, einerlei ob die Betreffenden geborene Zinlisten oder frühere Offiziere, ob sie adlig oder nichtadlig sind.

Auf der nationalen und nationalistischen Seite fühlt man wohl auch innerhalb der eigenen Sünde und der eigenen, also der Deutschnationalen Partei — sie hat sich ja auch mit überlegter Absicht, lucus a lucendo, Volkspartei

„Eine Tür fällt ins Schloß“

Roman 11. 22. Tausend von Tilla Durioux, Horen-Verlag, Berlin *)

I.

— Die Berliner Schauspielerin Tilla Durioux, Tochter des österreichischen Kriegsrats Grafen, eines Nichtjuden — ihr Ehenennamen stammt aus dem Werk des negroiden Judenmischlings Dumas-fils, „Question d'argent“ (1857), wo eine Durioux ihrem reichen Manne gegenüber die weise Untergebene spielt? — kam jung nach Deutschland. Sie wurde bald die Frau des jungen Eugen Spira, eines „Kunstmalers“, und von diesem geschieden, dem Paul Cassirer, Berlin W, Viktoriatrafte, angetraut, einem reichen „Verleger, Kommunisten“ und, wie Henkel sagte, „überragendem Deutschen Kunsthändler, der zugleich Amateur ist“. — In Berlin W gibt es außerdem den Verlag Bruno Cassirer.

Jüngst hat nun die temperamentvolle Tilla, die sonst mehr oder minder tüchtige „moderne“ Werke anderer auf noch „modernerer“ Bühnen zu spielen hatte, selbst zu dichten versucht; aber von Natur in dieser Hinsicht schwächer begabt, brachte sie dabei, statt eigener künstlerischer Erfindung, wohl mehr das an, was sie selber in reiferen Jahren erlebt haben wollte, denn ... Jude und Christin können sich leicht verstehen, wenn ihre gegenseitige Liebe der Polmetisch ist; aber eine Christin in einer jüdischen Familie ist verloren und wahrscheinlich geht es einer Jüdin unter Christen ebenso. Meine Ahnen wurden gemartert, die euren gefoltert, also haben wir nichts voneinander vorzus. ...

Man kann gewiß aus Kapiteln dieses „Schlüsselromans“ einzelne Bergänge aus der einstigen Umgebung Tillas, die allerdings allerlei durchgemacht haben muß, herausklopfen. Aber solche Arbeit mag besser den jüdenüberfüllten, germanistischen Seminaren unserer ehemals deutschen Universtitäten vorbehalten bleiben.

Uebrigens macht Tilla, die in der Presse sogar als „nordische“ Frau bezeichnet wurde — soweit sie nach ihrem Bilde auf der schmunden Bauhinde des Romans urteilen läßt — vielleicht mehr einen slavischen Eindruck, von jener Beimischung, der man im festen Oesterreich öfter begegnet: lange Lippen, breitgenüster Nase, ausbuckelnde Backenfalten, abstehende Augen; über den Oberkopf läßt sich wegen des Hüchens nicht viel sagen; in der wohlgebildeten-bereinigten Hand steht noch eine angegrautete Zigarette. Auch sie selber wird sich kaum als „nordisch“ empfinden. — rühmt sie sich doch einst, wie Kumpelstilzchen, 1922, S. 18, schreibt: „es gäbe auf der Bühne keine zweite solche Satansbraut, wie sie selber eine sei“.

Wer den Roman vorurteilslos liest, fragt, warum Tilla nicht lieber ohne Schleier und Verkleidungen, ihr Leben be-liebt, stath in diese „Khaltalen einer Schauspielerin“ bloß einigem Persönliche hineinzumischen, das in den verhäuteten

*) Der Roman ist freilich schon ein halbes Jahr alt, hat aber so sehr Verbreitung gefunden, daß es sich doch lohnt, auf die ihn begleitenden Umstände ausführlicher einzugehen, ehe er als Zeichen der Zeit plötzlich ausgetaucht hat. Die Schriftleitung.

Formen nicht ganz zu seinem Rechte kommt. Es ist nun so wie bei manchen Geschichtsromanen, z. B. des George Ebers aus der Familie Ephraim, wo Dichterei und Wirklichkeit so heftig miteinander streiten, daß uns keine befriedigt und wir schließlich wieder zu Mommsen, Curtius und Treitschke greifen, um nicht wissenschaftliche Stoffe von fremden Literaten länger vernachlässigt und verschüttet zu sehen.

Nun steht aber unter den Lebensgeschichten unseres Schrifttums gerade noch eine ungeschminkte Selbstdarstellung der Nichtjüdin, die einen Juden heiratete, der Frau, Gattin, die mit einem „Tate“, hebräisch: Mann, Vater, verknüpft ist, kurz der „Tattel“, wie die Studenten sagen. Doren laufen bei allen, vom Sozialparasiten überfallenen Wirtsvölkern ja genug herum. Dafür wäre grade Tilla, die es zweimal mit Juden probierte — wie andererseits der nichtjüdische Dichter Richard Dehmel als „Kaiser“ (Mann einer „Kalle“ (hebräisch: Tochter, Weib, Frau) eben so oft und gewissenhaft mit Jüdinnen operierte — vor allem zuzählend. Es läme nicht darauf an, daß sie ihre Erlebnisse und Beobachtungen richtig deutete, dafür hat sie nach jetzt von Kalle und Gegenrasse so wenig Ahnung wie einst Richard Dehmel — es kommt nur darauf an, daß sie überhaupt mal wahrheitsgemäÙ erzählt, was sie sah, erlebte und was jene mit ihr und sie mit jenen machte. Die weitere Auslegung konnte sie selbst den nicht-jüdischen Vertretern der „Wissenschaft vom Judentum“ überlassen, die auf ein solches Buch schon lange warten.

II.

In dem Mittel, worin Tilla in jüngeren Jahren jaramma, artii besonders ihr zweiter Judengatte framatheit in die Geschichte unseres deutschen Volkes, seines Wirtsvolkes, ein. Daß bei Cassirer's eines der „intellektuellen“ Zentren für Berlin, Europa, ja für die Welt gewesen sein muß, beweist schon die Menge der geschäftlich geförderten Juden und Genossen. Denn in Cassirer's Verlag kamen u. a. heraus:

Borlach, Ernst; Behmer, Marcus; Flau, Albrecht; Corinth, Louis, jüdisch verheiratet; Gold, Alfred; Grabowski; Grahmann; Gutmänn, Joh.; Guttmann, Alfred; Gotmann, Lu.; Heine; Koberg; Buch Judith; Landau, Paul; Lema, Ernst; Lieberman, Max; Mann, Heinrich; Netto, Walter; Oppenheimer, Max; Strauß, Hermann; Waller; Wederling.

Und wenn wir von den vielen Zeitschriften nur eine seinen Neuen Weg“ nehmen, so brachte der allein 1919 literarische Zeiträge von:

Friedrich Adler; Ernst Borlach; Eduard Bern-stein; Max Dorn; Kurt Eisner; Hellmuth Hoffen-berg; Jakob Fromer; Walter Halenczner; Karl Kautsky; Oskar Kofszka; Wladimir Kozlo-fer; Gust. Landauer; Else Lasker-Schüler; Ferdinand Lassalle; Max Lieberman; Raik Lurc-berg; Franz Marc; Bruno Schöniant; Ulrich Steinhardt.

Dazu ein paar Nichtjuden und eine Original-Lithographie von Max Liebermann. Mehr konnte man nicht verlangen.

Ferner soll Cassirer in enger Beziehung zu Robert Strauß, geb. Friedländer, zu den Rathenau's, zu dem mit Liebermann verwandten politischen Berater Berthmann Hollwegs, Dr. Riezler, zu Max Warburg u. a., — auch zum Grafen Harry Kessler gestanden haben.

Oben hörte man Tilla, die wohl überdramatisch mit dabei war, des heiteren Grabes über diese Leute. Welche Einblicke in sonst argwöhnisch sich verhaltende, weltpolitische Kreise könnte sie geben! — Ihr Mann, Paul, war übrigens vor dem Kriege auch Präsi- der Berliner Sezession; er verstand ja wohl, Silber auszufinden und seinem Geschäft somit einen gewissen Halt zu leisten, um daneben auch Schund herausbringen zu können. In Deutschland vertrieb er zuerst den unterlaufenden Künstler der Pariser Durant-Kueldischen Sammlung. Lebende Künstler mochte er sich bald gefügig. Denn auch Moser mit guten Namen müssen heutzutage schon die entwürdigenden Bedingungen annehmen, wenn Händler sie verschleiern oder ihre Talentslosigkeit durch die Presse zu beweisen drohen wollten. Der gute „Tag“ erwähnte 16. 4. 1913 Paul's Wort: „Die Mitglieder der Sezession sind meine Sklaven“. — Der Präsi- dente anderte auch seine Stellung zu den damals Neuesten, wie Weckstein und Genossen, deren überzeugter Gegner er gewesen war. Als aber Februar 1913 die Firma Gurliitt Silber von Weckstein aufkaufte, schlug Cassirer um, wohl in der Angst, überflügelt zu werden, und weil er die Leute irgendwie doch durchkommen sah, und spannte sie mit vor seinen Wagen. Und mit dem Juden mauferten sich die meisten Juroren der Berliner Sezession, und die eben verdammte Kunst wurde, als Experiment eines Handlungshauses nebst dessen schon lange gehandeltem Bildern-Inhalt der „Sezessionsausstellung“. Bei „Eröffnung“ derselben wollte Cassirer in einem Prolog diese Ausstellung als von den „Idealen der Sezession“ gefordert, erklären, ohne daß er aber besagte Ideale schilderte; er wurde nämlich heiser, und so mußte Salusched den Prolog vorlesen wobei man von der geistigen Vaterschaft Cassirers nicht viel erfuhr. Oder steckte noch ein anderer Großjude dahinter? —

Oh, Stauff hat 1913 in einem des Neudrucks werben Aufsatz: „Das Fremden in Deutschlands bildender Kunst oder Paul Cassirer, Max Liebermann usw.“ diese klassischen Vorgänge behandelt.

Seine größte Zeit hatte Paul jedoch im Weltkrieg. Die Generalkommandos rissen sich darum, den Wohlgenährten, ja Feinden, mit an die Front zur Verteidigung von Land und Leuten, an denen er grade genug verdient hatte, zu kriegen. Vergebens; denn die preussische Regierung konnte ihn noch viel besser brauchen, wie Hilmar in „Juden und Weltkrieg“, 1916, schreiben durfte: „Deutscher Regierungskommissar der Ausstellung deutscher Malerei in der Schweiz, die während des Krieges in neuem Ausland die deutsche Kunst als Werbemittel für das deutsche Völkchen zeigen soll, ist: Paul Cassirer, der Inhaber des bekannten Kunstsalons und händiger Aussteller von Erzeugnissen der Malerei.“ —

Am 26. Oktober 1918 mußte das Schöffengericht in Berlin über Cassirer's und seiner Frau Privatklage gegen Zeitungen verhandeln, die den Kunstausstellungen des Regierungskommissars in Zürich, Sommer 1918, etwas auf die Füße getreten waren. Der „Fürmer“ warf Paul vor, bei Tanner in Zürich französische, geschwindig nach der Schweiz geschickte Bilder aus seinem Privatbesitz, zu Verkaufszwecken vorgeführt zu haben; auch hielte er sich trotz des abgelassenen Falles unerlaubt in der Schweiz auf! Die „Leipziger Neuzeit“ boten über einen „Fall Cassirer“ an das Auswärtige Amt berichtet und die „Tägliche Rundschau“ etwas von dem „Kunstabstrich“ unter dem wir jetzt stehen, vorausgeschaut.

In der Verhandlung erklärte der Vertreter des nicht erschienenen Paul, daß dieser bis vier Tage vor Eröffnung der Ausstellung als Soldat krank und deshalb für sie nicht verantwortlich gemacht werden könne. Die partei nach der Schweiz legal übergeführte Franzosen seien nur zur Aufrechterhaltung ihrer Wohnung im „Hotel Söhmer“ dienen sollen, wo er, immer noch elend, sein Leben fröhe, nachdem er, schwer nervös und vollkommen dienstuntauglich, nach schmerzlicher Unterbrechung durch verschiedene Generaloberärzte aus dem Frontdienst entlassen sei. — Der Verteidiger der Betroffenen beantragte dagegen Freisprechung der Zeitungen: „Das Auswärtige Amt hätte sich im Auslande von denkbar ungeeigneten Leuten vertreten lassen. C. habe in einer Zeit, wo Transporte über die Grenze fast unmöglich waren, Privatbilder nach der Schweiz geschickt und — dafür reklamiert, deutsche Kunst in der Schweiz vorzuführen — holländische und französische Bilder im Hotel und in der Kunsthandlung Tanner gezeigt und drei Franzosen sogar zu verhaften gesucht. Das sei weder klug noch patriotisch, noch gewissenhaft gehandelt.“ Nach Minuten war das Schöffengericht dem Antrag gefolgt und Paul mit den Reiten belegt, weil er eine französische Ausstellung gemacht hätte; sonst sei nicht zu erklären, daß er sich seine Kunstgegenstände für das Hotel herüberkommen ließ; und seine eigenen Erklärungen bewiesen, daß er die ihm von der deutschen Regierung übertragene Vertrauensstellung mißbraucht habe. —

Diese Dinge könnte Tilla gewiß höchst interessant ergänzen, denn sie hatte selber z. B. neben Paul in der Schweiz auf einem Autorenabend der Züricher Firma Rascher u. Co. statt über Deutsche, wozu sie ihr Geschäft und ihre Stellung als Deutsche-Kunstkommissariatsgehilfin vielleicht hätten veranlassen sollen, nicht mehr über und von Jugendgenossen, Pajizisten und Ententisten gesprochen und dabei Abschnitte aus den „Lettres d'un soldat“, dem ergreifenden französischen Kriegsbuch“ und „Dichtungen“ von Decker, Wenzel, Däubler vorgetragen.

III.

Die interessante Judenfrau hat übrigens schon früher eine breitere Öffentlichkeit beschäftigt, als nämlich 1912 der Berliner Polizeipräsident von Jagow sich mit ihr schrieb, — zu einer Zeit, wo er gerade ein von Kempner-Kerr herausgegebenes Blatt aus Cassirer's Laden wegen einiger Veröffentlichungen beanstandet hatte. „Diese Halbmonatschrift“, sagte damals die Vorzeigung: „Wegweiser und Wegwarte“, heißt „Der Pan“ und arbeitet mit dem Schreden. Sie trägt aber auch mit großem Fleiß die Luft an Unsitlichkeit in das Volk, womit man bekanntlich in Berlin seinen künstlerischen Befähigungsnachweis immer zu erbringen pflegt“. — Die „Frankfurter Zeitung“ erklärte freilich die von Jagow angeforderten Bruchstücke Glauberts für empfindbar, aber Cassirer wurde doch wegen der Veröffentlichung von „Glauberts Reisebriefen“ — wenn auch nur zu 100 Mk. — (Gerichtsvorstand: Beklasohn) verurteilt.

Kerr schob, wann und wählte alsbald seine Kacke ob des behördlichen Eingriffes, als nämlich sein großer Gegner Jagow in aller Ruhe ein Gespräch mit einer Schauspielerin geführt und dieses bei Gelegenheit fortsetzen zu dürfen gesiehmend gehalten hatte:

„Er bezieht sich dabei in einem Briefchen auf seine Jenaufgabe und fragte, ob ihr kein Besuch angenehm sei. Eine einfache Sache. Der gewöhnliche Deutsche wird aus dem Brief etwas herauslesen, was darin steht. Aber Kerr las ganz etwas anderes heraus. Eine Annäherung? Herr Polizeipräsident, sind Sie ein kleiner Schwermörder? Sind Sie um die eigene Sittlichkeit weniger besorgt, als um die Sittlichkeit der Väter des „Pan“? Natürlich, Kerr sagte das nicht gerade heraus. Solche Gedanken brauchen nur im Tone verhaltenen Äußerheit in die Öffentlichkeit geworfen zu werden, so forst die gefinnungsperwandte Presse schon von selbst für Verbreitung. Selbstverständlich lieh jeder Mann das harmlose Briefchen mit Kerr's jüdischen Augen. Die Suggestion ist der Ralenring, mit dessen Hilfe östliche Literaten das deutsche Särlein nach ihrer Weise tanzen lassen. Über wie kommt Kerr zu dem harmlosen Brief? — Nun, die Schauspielerin heißt eben Tilla Durieux und war — wahrscheinlich hat das Jagow nicht gewußt — 2mal östlich verheiratet, augenblicklich mit dem Kunstbändler Cassirer; einer von den Männern, die den Kunstgeschmack der Großstadt bestimmen, weil sie die einzigen sind, welche die Kunst bezahlen. — Und Cassirer ist Miterausgeber des „Pan“. Da hat man's. Er wollte war nicht, daß der „Pan“ in seinem Organ zur Sprache käme, das ist klar. Er hätte die Suggestion und damit verbundene Klamme lieber einem fremden Unternehmen zugewandt. Aber Kerr war charaktervoll, ließ sich nichts einreden. Und so kam das niedliche Ständchen eben doch im „Pan“ zur Welt. — Cassirer ist daran unschuldig wie ein neugeborenes Kind, und Kerr hat aus seinem bekannten peinlichen Pflichtbewußtsein heraus gehandelt; denn wenn sich ein Genier mit einer Schauspielerin über Kunstfragen unterhält, ohne Kerr mit zuzuziehen so weiß der Künstler, welche jüdischen Gefahren den Ausübenden des Professionsnamens bedrohen. — Kerr hat also den Polizeipräsidenten in Schutz genommen gegen sich selbst. Polizeipräsident von Jagow muß wohl bald sein Amt an den Nagel hängen. Seine Stubenreinheit ist angezweifelt worden von einem, der ...“ Soweit „Wegweiser und Wegwarte“.

IV.

Als Mensch und Künstlerin fand Tilla trotz alledem bei ihren Juden keinen rechten Anflug. Dr. Rechtsanwalt Kurt Tscholsky, der in und nach dem Kriege als Ignaz Wrobel, Panther, Theobald Tiger und wer weiß sonst noch, im Vordergrund der Ereignisse, wie Heine auf Deutschland schaute und sich öffentlich berühmte, jedes Heimisches der deutschen Wehrmacht jeder fremden Macht auszuliefern, wenn es ihm zur Erhaltung des Friedens notwendig erschien — beschrieb lieblos in Sigl Jakobow's, des Kasseleroffen, „moralischer“ Schaubühne 1914, 1915 ff, sie und ihr Wirken:

„Es ist Situa in ihrer Nähe, heiß und drückend. Man lehnt sich nach einem frischen Wind, nach einem lustigen, verknüpfenden Wädel, das nicht mehr Frau ist, als eben dazu gelehrt, und das einem die Hand drückt wie ein guter Freund. Da unten aber ist's fürchterlich: sie jongliert mit Gefühlen, die jederzeit abknappen können, und ihr Haus hat tausend Zimmer, eins an dem andern, und in dem letzten ist nichts. Oder doch sehr wenig. In diesem Stadium mag das Wortchen „Geschlechtsakt“ abkühlen. Es wird so, wie man die Hostie ein Stückchen Teig nennt: Sakrilieg. Über ein notwendiges; denn es erscheint angebracht, diesem Töp (von Tübinde und Tölinde) das zu nehmen, was ihn mächtig macht; den Glauben der andern. Was sind diese ohne den Wonn? Langweilige und faule Haremstiere, die keine Interessen haben, die in der Natur, in den Büchern, in der Kunst bei anderen Menschen nichts finden. Daher ist das, was sie zum Schluß zu geben haben, das wenigste. Und sie unterbrechen ihr Geben fortwährend — sie wissen warum. Auf eine kleine Kläuse geht ein Tropfen über. Auch wäre der gerade Weg so verdammt kurz; nun, so gehen sie den gekrümmten, und ihre Dummer trüben ihn noch, statt einen tiefen Strich durch die verpfändete Zeichnung zu ziehen. Und was sind diese mit dem Wann? Herrscherinnen über gebeugte Kiden, denen die Köpfe verloren gegangen sind: sie lämigen das Szepter an, wenn's sein muß, über ganz Perrottete die Welt.“

Diese, wie man sieht, auch interlinear wichtig ausgebaute Charakteristik hindert doch die Zeichnerin nicht, in derselben „moralischen“ Schaubühne Siegfrieds über ihren Stief auszulassen:

Die innerste Sehnsucht der Schauspielerin, die ihre Kunst liebt, ist, daß das erotische Empfinden der zusehenden Männer und vor allem der Kritiker gänzlich bei der Verteilung ihrer Kunst ausgeschaltet wäre. Wir Frauen möchten unsere Reize hinter der gedächelten Frau verschwinden lassen, damit die wahre Sinnlichkeit der Kunst über die Herzen der Menschen die Herrschaft gewinne. Mir ist meine Kunst Gelegenheit, ins Unbekannte zu schweifen, die Türen zu öffnen, damit das, was auf dem Grund meiner Seele liegt, zum Vorschein kommt. —

Wie Tilla übrigens auf Leute außerhalb des Saucs wirkt, mag man aus „Kumpelstischen“ entnehmen, der sie 1922 S. 119, „Berliner Merkur“ in der Strauß'schen Jaserhs-Legende sah:

„Wie ein Steinbild sieht die finstere Vorphyar neben dem finsternen Gatten, Tilla Durieux! Das Tiger a s i c h t aus dem schüchtern Mäunel. Man fühlt, wie es in ihr seht, wie sie den ganzen Tröbel verachtet, wie sie im nächsten Moment, aus ihrer bronzenen Ruhe sich aufringend, den Gatten ermürten könnte. Da naht der junge Sklave Josef, der Hirtenknaube, und tanzt seinem Gotte zu Ehren, wie später König David vor der Bundeslade, einen ganz unsinnlichen Tanz hymnischer Begeisterung, das Antlitz und die Arme zum Himmel erhoben. Nun zukt es in dem Tiger weichen. Langsam

rollen sich die Finger. Die Augen trinken den reinen Jünglingsleib voll verzehrender Bier; es glimmt in ihnen von wildem Durst. In der Nacht darauf tanzte Frau Vorphyar vor dem Schlaflager Josef's um seine Liebe, wie nur eine Tilla Durieux am Liebe tanzen kann. Sie ist nichts weniger als ellenfüßig. Tut nichts. Sie tanzt mit den heißen Augen, mit den lichernden Brüsten, mit der ganzen zitternden Körperhaut, sie tanzt sich, noch erschauernd, in Josef's hauchzarten Mantel umwurf hinein, nachdem sie den Jüngling selbst schon der Händlern und Henslern überantwortet hat. Die Männer mit den glühenden Zangen oder brechen nieder, die Ketten fallen von Josef ab, unter himmlischen Chören steigt er zur Erscheinung des rettenden Erzengels empor. Die Vorphyar erwürgt sich mit der Perlenkette.“

Als übrigens Tilla 1919 aus Zürich glücklich wieder im Norden, oder vielmehr Westen gelandet war, schlugen sie und Paul im ersten Stad ihres gastlichen Hauses zu Berlin ein Hauptquartier für literarische Spartakisten auf. Löwe dieses Versteherensalons und literarische Attraktion war der vielfach als Tilla's Neffe angelehene, aber wohl nur innerlich verwandte Halbbruder Halenecker, der für und über die Spartakisten redete. Oberhalb des Kreises aber schiedeten die Geister der Mörder des deutschen Volkes, der hingerichteten Münchener Weltrevolutionäre, Gustav Landauer's, Lewinde-Rossens usw. Wie hoch es vordr und im Kriege bei Cassirers herging, stellt auch die „Wahrheit“ 31. 8. 1928, aus der anscheinend recht geübigen Niederdrift „eines alten Parteigenossen“ fest: „Die Führer, die sich öffentlich ... als „urwüchsige“ Arbeiter ausgeben, suchen mir Verleibe die eleganten Salons der Millionäre auf; bekannt ist allgemein, daß sie im Salon der Gräfin Treuberg so lange aus- und eingingen, bis die Dame verhasst und ausgezweigt wurde (wegen Spionage). Noch größeres Aufsehen aber erregte es, als ... enthielt wurde, daß sich die Führer der U.E.W. (die heutigen 100prozentigen Sozialdemokraten!) bei dem vielfachen Millionär Paul Cassirer regelmäßige Steldischen gaben. In diesem Millionärklub, von dem gewöhnliche Arbeiter ferngehalten werden wie ein Komposthaufen von König von England, verkehrten die SPD-Leute Dr. Breitscheid, Erminijer Simon, ferner der Chefredaktor der „Freiheit“, Dr. Hilferding, und andere mehr ... Es bleibt also dabei: öffentlich läperten sie einen angeblichen „prinzipiellsten“ Kampf gegen den Kapitalismus — heimlich aber kommen sie in den Salons derselben Kapitalisten zusammen und lachen dort bei Sekt und Aufrern über die Arbeiter, die ihnen immer noch nachlaufen.“ Das schreibt also ein wirklicher Sozialdemokrat. —

Anfangs der 1920er Jahre trug Tilla auf Scheidung auch von ihrem zweiten Tudegenanten an, der sich aber während der Verhandlung in den Räumen seines Rechtsanwalts plötzlich abschloß. Was den C. zu seiner dunklen Tat trieb und über andere „nähere“ Umstände, darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir kommen aber darauf zurück.

V.

Man sieht, Tilla könnte aus ihrem Leben, das sich bald da und dort mit den Prominenten und derzeit Mächtigen dieses Globus innigst berührte, was herauszuschlagen, das auch des Inneren vollkriegerische Kreise gewick sein dürfte. Statt dessen macht sie einen Roman: „Eine Tür fällt ins Schloß“.

Die Heldin, nichtjüdische Schauspielerin, Carola Pelters, ist die Frau des jüdischen und berühmten Genetologen Professor Friedrich Karl, also eines Namensvetters, des großen, tapferen Hohenzollern: „ein kluger Kopf mit mächtig rorpringender Nase — die fast spanisch wirkte, mit einem Zug ins Galante“. Die Wildgipfel verhält sich gegen die Eingedrungenen feindselig: „Zur Familie gehörte nicht ... weil Du eine so sonderbare Art hast. Ma' kennt Dich und ma' kennt Dich nicht. Hast 2 Augen, 2 Füß, 2 Händ' aber Dein Kopf ist von mo anders her“. Carola trennt sich dann von der Horde und auch von dem jüdischen angehauchten Friedrich Karl wegen der merkwürdigen Umstände, die er benützt, um richtig zu brunten. Zuletzt entartet der Jude völlig: „Er wondie seine Aufmerksamkeit in auffallender Weise einem jungen hübschen Studenten zu, dem er eine besondere Vertrauensstellung einräumte. Und bald hatte Carola die Gewißheit, daß auch hier manches geschah, „was der Umhebung verborgen bleiben mußte“. — Le vive juif! wie ausgefallene Fremden sagen. Dafür fällt Carola selber ohne priesterliche Weihe dem viel tüchtigeren Fantier und Ritter Bernhard Marzbach aufs Laager, bleibt aber disharmonisch; zuletzt stüchzet sie, weil ihr überfüllter Leib schon lanee keinen Orgasmus mehr zu mege bringt und sie sich frigidie fühlt, zu einem Treudischen Psychoanalytiker, der natürlich auch nicht helfen kann und gleichgeschlechtliche Liebe empfehlen möchte; sie findet sich bald überhaupt nicht mehr im Leben zurecht, so: „fällt denn eine Tür ins Schloß“, wie der Schluß vieldeutig sagt. —

„Literatur“ hat der Roman, dessen wesentliche Teile sich, ohne daß es dabei immer Nacht zu sein braucht, im Zeitabspiel, wenig zu tun; er gehört zu jener Literatur, die, wie aus dem Ghetto heraus, heute die Kunst der Witzschöpfung überfüllt. Die Darstellung ist eintönig, meist handelt es sich im Gegenstich zum leisen Titel, um weit offene Türen, wie Chaim Seine-Füdeburg äußert: „Ein Tor ist immer milia, wenn eine Lörin will“. So wird denn, ohne viel Zügelantenten, coram publico stets der letzte Trumpf ausgepielt. Gleich am Anfang des Fuches sucht die Heldin eherkerisch den Tate Marzbach in seiner Rube auf, wo es S. 15 hurtig in medias res geht: „Um allen Gedanken und Betrachtungen ein reiches Ende zu lehen, begann Carola plöcklich wie unter einem unerklärlichen Zwang sich zu entkleiden. Das Knistern der fallenden Seide rief Bernhard herein und nach einem kurzen, erstanten und gequälten Blick begann auch er, sich wortlos auszuziehen“. Erst S. 18 hört das mit allen Schikane ausgestattete Seilager auf, das im Lauf der Erzählung mit denselben oder anderen Personen so oft wieder beharrten wird — „noch a möl, noch a möl, noch a möl“, wie es in Zeller's „Waschhändler“ heißt, — daß einem bei dieser Reue beschrittener Sprache non so und mehr Jahren wirklich speiüel werden kann. Im Anfang des cap. 3 kommt sogar der betrogene, aber auch betrögende Ehemann dran. — Was sagen die Hüter des Schmutz- und Schundgehezes zu vielen in's Kleinste gehenden Ausmalungen und Wiederholungen?

Die realen Akte werden aber noch durch die vor der Erzählung liegenden, bloß herirreten, vermehrt: so wurde die Heldin von ihrem leiblichen Onkel Fritz desloriert: „ach nein, ich selbst gab mich ihm hin, getrieben von der Neugierde zu erfahren, was wohl hinter dem großen Geheimnis wäre. Und als er mich dann mit seinem „Sneidel besabberte, konnte ich nicht begreifen, daß dies Liebe sein sollte“. — ferner noch durch die bloß beabsichtigten, ideellen Akte, durch die Anträge an Carola, die an gemeiner Deutlichkeit der Dinge auch nichts zu wünschen übrig lassen und ebenfalls auf's Ganze gehen. Einer aus der verlassenen jüdischen Verwandtschaft, der sogar literarisch sehr tätige Arno Roewenthal, schmutzt sich lustig an die Verlassene, und ein wüthter Schauspielerdichter, dessen Heldin von Carola eben im Theater kreist war, bittet aufgesetzt um ein jus proximae noctis: „Was ist das für Sie! Fritz mich bedeutet es vielleicht den Anfang eines neuen Lebens“. Sie winkt beiden Liebhabern ab — es wäre am Ende zweißel des Guten gewesen. — Eine „lemme de quarante ans“, ungezund, zerissen, wirkt die Weters am besten noch aus der Ferne, von der Bühne oder wo sie was über Hebel's Jüdischer Schauspiellust und Gefühle der Akte, sich selber, dem Stüd und dem Hörer gegenüber, zum Besen gibt. Aber diese gesprungene und springende Diva in nächster Nähe immer um sich haben zu müssen, geht wohl auch anderen, als Juden, schließlich auf die Nerden. —

Neue Büchererengänge

Dr. Erich Dtschhoff:
Das Buch vom Schulhan Akuch
Cleg. in Zeinen gebunden 8. — Mk.

Jüdische Selbstbekenntnisse
Zweite Auflage, sechtes bis achtes
Tausend. 1. — Mk.

Graf E. Rosenlow:
Monarchie
Geb. 3. — Mk.

Sir Fr. Ponsonby:
Die Briefe der Kaiserin Friedrich
in Leder geb. 12. —

Zu beziehen durch die
Reichswart - Buchhandlung
Berlin SW 11, Bernburger Str. 30

Trotz ihrer Doppelheirat weiß sie gar nichts von der Blutsart ihrer Partner; es kommt ihr alles „spanisch“ vor, so schreibt sie z. B. die Entzweiung zwischen sich und der Judenhorde ihrem Schauspielertum zu, das dem Bürgertum nicht passe; so was mag innerhalb der Nichtjuden richtig sein, die zwischen den geregelten und den unregelmäßigen Berufen, Theater, Kunst, Schrifttum und Orchester unheimliche Trennungslinien ziehen. Aber der Haß der Chabrusse ist was ganz anderes, und die einzig mögliche und übliche Einstellung, die der Jude seinen Opfern, uns Nichtjuden, gegenüber fertig bringt. Die Heldin hat in dieser Beziehung Instinkt und Bitterung verloren, wie sie denn auch von dem einen Israeliten gleich zum andern fliegt, um sich bei diesem wenigstens zeitweise sogar noch ganz wohl zu fühlen. Nur bei Gelegenheit entflüchelt der Carola ein paar bessere Bemerkungen: „ich sehe in der Klatschsucht der Judenweiber einen Ausdruck der jüdischen Seele dieser Frauen, die in ihrem gesicherten Leben niemals Kampf gekannt haben und sich solange mit allen Genüssen des Lebens vollstopfen, bis sie am Ende Gift von sich geben müssen.“

Aber immer nur von Leidenschaften, Untreue, Lust und Unlust, und von der Horizontale, vermennt mit Julius Menger-Mitten lesen zu müssen, hält auf die Dauer auch der über-

zeugteste Paneropäer nicht aus. Die Verfasserin kramt also ihren Roman schnell ein, schreibt um Jahre'swillen keinen neuen mehr, und stellt mal rein geschichtlich, rücksichtslos und zu Rücksichtslosigkeit hat sie anscheinend Talent — die Iren und Wirren ihres in fremde Blutskreise verschlagenen und dort ohne Mitleid innerlich und äußerlich vielleicht langsam vernichteten, hemmungslos lebenden — Das übrigens der „Roman“ wegen seiner Enthüllungen und Anspielungen eine Gefahr für die Juden bedeute, wie ängstliche Leute meinen, ist ausgeschlossen, dafür bringt er gerade über Juden viel zu wenig, und das Wenige, was er bringt, ist in der romanhaften Einleitung weder wissenschaftlich zu bewerten, noch künstlerisch zu gebrauchen. Wir empfehlen übrigens der Autorin, sich vor Abfassung ihrer Lebensbeschreibung noch eingehend mit dem aufseherregenden Buche von Leo Schidebanz über die Juden: „Sozialparasitismus im Völkerverleben“, Leipzig 1928 zu belesen, auf das der „Reichswart“, der „Börsen-Zeitung“ und der „Weltkampf“ gleich nach Erscheinen im letzten Herbst nachdrücklich aufmerksam machten, und das jeder Nichtjude zum Verständnis und zur Besserung seiner heillosen Lage unbedingt gelesen haben muß. Es wird auch ihr dann manches klar werden.

zustellen, es würden bei uns die Angehörigen eines anderen Volkes, z. B. die Franzosen, die Stelle der Juden einnehmen, die Regierung und die Staatsgeschäfte bestimmend beeinflussen, an unseren Schulen, Universitäten und sonstigen Bildungsinstitutionen im Sinne ihrer rassistischen und rassenpolitischen Meinungen, alle Schaltwerke der öffentlichen Meinungsbildung in der Hand halten. Man vergegenwärtige sich, wie viele Millionen deutscher Frauen und Männer einschließlich ihrer Kinder dem Juden ununterbrochen freiwillig tributpflichtig sind hinsichtlich der Beschaffung aller Gegenstände des täglichen Bedarfs, Wäsche, Kleidung, Nahrungsmittel, Wohnungseinrichtung usw. usw. Das Gegenstück: Neulich sagte ein Jude zu seiner Frau, natürlich im Beisein Deutscher, so daß diese es hörten, das war ja der Zweck der Worte: „Es soll doch in Berlin ein großes Warenhaus geben, das keine jüdischen Verkäufer einstellt, da darf man doch nicht kaufen!“ Immer wieder betonen die Juden ihre durch ihre geringe „Volkszahl“ gegebene Ungefährlichkeit gegenüber den 60 Millionen Deutschen. Diejem aufgelegten Judenwindel kann nur dadurch schließlich der Garaus gemacht werden, daß die nationalen und deutschkulturellen Blätter und Zeitschriften, wie das hin und wieder vereinzelt schon geschieht, dauernd, in kurzen Zeiträumen, systematisch darauf hinweisen, wie übergrößer, auch zahlenmäßig; Anteil und Einfluß der Judenheit tatsächlich sind.

Man wiederhole konsequent und periodisch in allen Blättern, die irgendwie dafür gemonnen werden können, z. B. folgendes: Berlin hat 4 Millionen Einwohner, darunter Juden so und so viel, gleich x Prozent der Bevölkerung. Es bestehen hier in Berlin x Theater, von diesen sind so und so viele in jüdischen Händen, Schauspieler, Sänger und deren weibliche Kollegen gibt es so viele, darunter Juden ... immer unter Beteiligung der Prozentzahlen und richtig, bei der Nachprüfung richtig. Dasselbe ist hinsichtlich der Kinos notwendig. Auch den Rundfunk kontrolliere man dauernd, desgleichen sehe man die Zeitschrift „Die Funkstunde“ daraufhin durch, wieviele Juden und Jüdinnen darin abgebildet sind einzig und allein zu dem Zweck, damit wir uns an diese anmutigen Typen und an ihre beherrschende Stellung über uns gewöhnen. Das moderne Bauwesen einschließlich Innenarchitektur und seine auch hier führenden Juden sind dauernd unter die Lupe zu nehmen; dabei ist der Zusammenhang der jüdischen „neuen Sachlichkeit“ mit atavistischen Vorstellungen der Juden von den kistenartigen Lehmbauten von Wüstennomaden aufzuzeigen, die dem Deutschen als neuer „deutscher“ Baustil aufgedrückt werden. Die Nützlichkeitslehre dieser Vorkämpfer, die hier zunächst nur allgemein umrissen werden konnten, auf alle Erscheinungen des übrigen öffentlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens ergibt sich von selbst. Alle diese Gegenüberstellungen werden, wenn sie dauernd gebracht und entsprechend journalistisch verarbeitet werden, durch ihre Wahrheit und erschütternde Sachlichkeit in die Tiefe unseres Volkstums wirken und zur Besserung der deutschen Lebensnotwendigkeit erheblich beitragen. Ueberfremdung, vor allem aber die Ueberjudung, müssen überwunden werden, wenn überhaupt ein Wiederaufstieg kommen soll.

Die Nützlichkeitslehre dieser Vorkämpfer, die hier zunächst nur allgemein umrissen werden konnten, auf alle Erscheinungen des übrigen öffentlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens ergibt sich von selbst. Alle diese Gegenüberstellungen werden, wenn sie dauernd gebracht und entsprechend journalistisch verarbeitet werden, durch ihre Wahrheit und erschütternde Sachlichkeit in die Tiefe unseres Volkstums wirken und zur Besserung der deutschen Lebensnotwendigkeit erheblich beitragen. Ueberfremdung, vor allem aber die Ueberjudung, müssen überwunden werden, wenn überhaupt ein Wiederaufstieg kommen soll.

Verantwortlich für den Inhalt: Graf Ernst zu Reventlow, Potsdam. Für den Anzeigenteil: Graf Roper zu Renckow, Berlin. Verlag: „Der Reichswart“, Verlagsges. m. b. H., Berlin, SW 11, Bernburger Straße 30. Druck: Deutscher Verlag und Verlagsanstalt, Berlin, SW 11.

Ueberfremdung - Ueberjudung

Der „Reichswart“ erhält die folgende Zuschrift:
Eins der Hauptkriegsziele unjüdischer Feinde und derjenigen deutschen Parteien, die derzeit in unserem Vaterlande tonangebend sind, war angeblich die Beseitigung der Geheimdiplomatie. Über die Diplomatie, wie sie vor dem Kriege bei uns bestand, war an Geheimniskrämerie ein Waisentum gegenüber dem geheimnisvollen Brimborium, mit dem sich die im Zeichen der Weltdemokratie tagende Pariser „Sachverständigen“-Konferenz umgibt. Aber trotz aller Geheimniskrämerie, mit der sich die unheimliche Femeveranstaltung der Weltbankiers ausstattet, konnte sie nicht verhindern, daß endlich allerseits Klarheit geschaffen ist über ihr Wesen und ihre Ziele. Die sanfte Reparations-Lobeshymne, die bisher alle Marxisten und Demokraten auf Geheiß der Damesprießer und in Verzückung vor dem Welgeist tagtäglich dem deutschen Arbeiter vorflöteten, ist mit schriller Dissonanz abgebrochen und hart, in grauamer Klarheit, steht mit einem Schlage vor dem deutschen Volk die Erkenntnis seiner Verklammerung auf Generationen hinaus; die Tatsache, die gekennzeichnet wird durch das eine furchtbare Wort „die Tributbank“.

Was allen nationalen Deutschen das Herzblut stoden macht, der internationalistischen Journaille tut das nichts, sie schreibt das Donnerwort hin als ob man dem deutschen Volke, voran dem deutschen Arbeiter, damit einen Bomben in den Mund steckt. Die „dette ottomane“, mit der man jahrzehntlang den Türken auslaugt, oder die Opium- und Salzsteuern, durch die Britannien das große chinesisches Reich in dauernder Verklammerung erhält, werden nichts sein gegenüber der jüdischen Auslaugung, die man an unserem 60-Millionenvolk in allen seinen Gliedern und Berufsständen zwei bis drei Generationen lang vorzunehmen gedenkt. Wir würden unter eine Fremdherrschaft nun so abgefeimter Kaufleute kommen und in so große Sklaverei versinken, daß wir als Volk und jeder einzelne von uns nie wieder frei werden können.

Was solche Ueberfremdung bedeutet, kann sich jeder, auch der einfachste deutsche Mensch, klarmachen an einem Wirtschaftsvorgang der letzten Wochen, der gleich einem Kanal die dem deutschen Erwerbsebenen und der deutschen Arbeit drohende Gefahr allgemeiner Ueberfremdung beleuchtet: nämlich den Uebergang der Kontrolle über die größte deutsche Automobil-

fabrik, die Adam Opel A.-G. in Rüsselsheim an den amerikanischen Automobilkonzern, die General Motors Corporation. Die Opelwerke waren nicht etwa ein isoliertes geliebtes Unternehmen, das reif war zur Sanierung, und das infolge der Auspomperung der deutschen Wirtschaft durch die Dames-tribute seine Zukunft zu ausländischen Geldgebern nehmen mußte. Die Opelwerke bestehen vielmehr als Aktiengesellschaft erst seit wenigen Monaten; das Aktientkapital beträgt 60 Millionen Reichsmark und befand sich seitens der Familie Opel. Bankkredite waren nicht in Anspruch genommen. Im Jahre 1928 wurden 42 000 Wagen hergestellt, d. h. beinahe die Hälfte der gesamten deutschen Automobilproduktion. Motors beabsichtigte diese Produktion im laufenden Jahre zu verdoppeln. Vergewahrtigt man sich, daß Ford, General Motors' großer amerikanischer Konkurrent, in England eine neue Fabrik bauen läßt mit einer in Aussicht genommenen Produktion von 200 000 Wagen, so wird klar, welches Schicksal der deutschen Automobilindustrie, unseren Industriearbeiter-Landsleuten und der deutschen Volkswirtschaft durch die Ueberfremdung bevorsteht. Die Amerikaner kontrollieren unser größtes Automobilwerk, unsere übrigen Automobilfabriken sind der Gefahr der Erdrosselung preisgegeben, der Geschäftsgewinn der Opelwerke fließt zu einem großen Teil nach Amerika ab.

Hand in Hand mit dieser wirtschaftlichen, von dem Bunde unserer alten Feinde uns zugegebenen Ueberfremdung geht bei uns im Innern die fürchterliche Ueberfremdung unseres ganzen öffentlichen Lebens sowie von Kunst und Kultur durch das Judentum immer laminierter weiter. Die „Ueberjudung“ des deutschen Volkes ist bereits so weit vorgeschritten, daß der Jude im Deutschen den nur noch Geduldeten sieht. Der jüdische Kund macht sich im deutschen Reiz schon so breit, daß wir Deutschen wohl bald ganz Platz machen müssen, nicht etwa der schmarotzende Zerstörer unseres Volkstums.

Es kann gar nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß derjenige, der die Zeitungen, Theater, Musik, Kino, Rundfunk, neuerlich auch schon Architektur, Malerei und Bildhauerei beherrscht, die öffentliche Meinung macht und ihr nach seinem Willen die Richtung und das Ziel bestimmt. Um sich über die ganze Zuchtbarkeit dieser inneren Ueberfremdung durch das Judentum klar zu werden, braucht man sich nur einmal vor-

Probieren geht über Studieren! Mäkten alle Hausfrauen, mach' künftiger dabei billiger und gesunder Brotkauffisch. Blumenmus ist dann schlichte es in seinem Desehnt. Hunderttariende Damesstouren und Mütter wissen es schon: die Kinderchen reifen sich darum. Die Ermöglichen schäden die Erbschaft und die gesunde Pflanzung. Die alldiebende Firma Frick Kleme, Magdeburg, dringt vorzüglichste Qualitäten darin und bittet um freundliche Beachtung des Interesses in heutiger Nummer!

Leiden Sie an Stuhlverstopfung?

Dann ernähren Sie sich doch einmal eine kurze Zeit vorwiegend mit nachstehend aufgeführten Früchten und Nahrungsmitteln. Sie sollen leben, in kurzer Zeit sind Sie im Besitze einer geordneten Darmtätigkeit.

Ein Neun-Pf.-Pflanzspiegel kostet frei Haus RM. 11,-	
1 Pfd. getr. Bananen	RM. 0,90
1 „ „ laufige Feigen	„ 0,45
1 „ „ Pflanzspiegel	„ 0,75
1 „ Niesensbaum	„ 0,70
1 „ blaue Karntner Sultanen	„ 0,60
1/2 „ Nalmskerne	„ 1,80
1/2 „ Nalmskerne	„ 0,80
1 „ Pfeffer (schmetzt mit Milch und Honig zubereitet herrlich)	„ 1,50
1 „ Pfeffer	„ 1,50
1 „ Rohrauder	„ 0,45
1 „ Rohrauder	„ 0,35

Wichtig! Pfanner.
Herzland naturgemäßer Nahrungsmittel
Gietlin 1. Johannisstr. 1
Das Haus, in dem Sie von Deutschen ecklich und zuverlässig bedient werden.

Feinstes Tafel-Pflaumenmus

Ständig Dankschreiben. 10-Pf. Halbkammer RM. 1,65. 30-Pf. pratt. Emailleimer RM. 10,50 ab hier unter Nachnahme oder Vorzahle.

Frei Kleiner, Magdeburg-Str. 417

Die nationalsoz. Zahnpraxis

Wilh. Ahrens

Lühnowstr. 84b
9-12, 3-6 Tel.: Kurfürst 4525

bietet Qualitäts-Arbeit, persönl. Privatbehandlung, Garantie, Preisermäßig., Zahlungs-Erleichterung.
Aussscheiden! Mitbringen!
Juden werden nicht behandelt

Wer klug ist, kauft bei Uhren-Klose!

Reklamepreis nur 4,- Mk.

kostet echte deutsche Herren-Anker-Uhr Nr. 52, stark vernickelt.

genau reguliert ca. 30 Stk. Werk	nur 4,00
Nr. 51 dies. echt verarb., Gold- u. Scher.	„ 5,00
Nr. 53 dieselbe mit besserem Werk	„ 6,50
Nr. 55 dieselbe, kleineres Format	„ 9,00
Nr. 57 dieselbe, Neuisilber mit besser. Werk	„ 12,00
Nr. 58 mit Springpfeckel, ganz verguldet	„ 12,50
Nr. 25 echt Silb. r. Goldrand, 10 Steine	„ 18,00
Nr. 39 Damenuhr, verarb., m. Goldr.	„ 7,50
Nr. 79 dieselbe, kleineres Format	„ 10,00
Nr. 81 dieselbe, echt Silber, 10 Steine	„ 15,00
Nr. 47 Armbanduhr mit Roman	„ 6,00
Nr. 44 dies. klei ne Form m. deas. Werk	„ 12,00
Nr. 22 Wecker, la Messingw. nur 3,50	„ 6,00
Panzerkette, vernick., 0,50, echt Nickel nur	„ 1,00
echt verarb. nur 1,50, echt verguldet	„ 2,00
echt Silber 5,00, Golddoubletette	„ 5,00

Nachts leuchtend nur 0,80 Mk. mehr
Garantie für jede Uhr

Von den Uhren verkaufe jährlich ca. 10 000 Stck.

Unsere Leser erhalten 1 Mark Nachlaß u. 1 Kapael gratis bei Bestellung einer Uhr zu 6,50 Mk. oder mehr

Uhren-Klose, Berlin SW 29, (63) Zossener Straße 8

Berliner von Bredow & Daué

Sabelsberger Straße 42
Umland 3178.

30 jährige Praxis incl. Kriminalit. solide Gebühren.

Gute Erfolge bei Ermittlungen, Beobachtungen, Beweismaterial zu Prozessen. In- und Ausland.

Dr. Weiß

Asthma-Kurhaus

Bl.-Südende.

Abgenutzte Ledermöbel

herb. hochgemäß wie neu aut
Wichenbrauk & Co.
Berlin C 2, Neue Friedrichstr. 57 D Nord. 6261/2

Billige Wäsche direkt in der Fabrik!

Vom 1. bis Ende Mai veranlasse ich zur Belebung des Geschäftes einen außerordentlich billigen Werberabau. Auf meine bekannt billigen Preise erhalten Sie noch einen Werberabau von 50%. Nehmen Sie bitte diese Gelegenheit wahr! Ich führe sämtl. Wäsche, folgend nur einige Beispiele:

Bettbezüge	3,75, 4,75, 5,90, 6,75, 7,50, 8,25
Rissen dazu passend	1,25, 1,50, 1,75, 2,-, 2,25
Polen	1,95, 2,75, 3,90, 4,75, 5,60, 6,90
D-Banden	1,25, 1,45, 1,75, 2,50, 2,95, 3,75
D. Nachhemden	2,95, 3,50, 4,35, 4,85, 5,75, 6,90
H. Nachhemden	3,90, 4,65, 5,50, 6,80, 7,25, 8,45
Hemdholer	1,75, 2,75, 3,65, 3,95, 4,25, 4,65
Strümpfbüchse	1,75, 2,75, 3,90, 4,90, 4,45, 5,75
Rückenbüchsen	0,85, 1,25, 1,75, 2,90, 3,90, 4,50
Rückenbüchsen	0,40, 0,58, 0,65, 0,95, 1,15, 1,25
Stundenhandläufer	0,65, 0,85, 0,98, 1,25, 1,45, 1,75
Portierhandläufer	0,65, 0,85, 1,25, 1,75, 2,25, 2,75
R. S. Schlüpfer	1,85, 2,25, 2,95, 3,25, 3,75, 4,45
Wäschehänger	0,22, 0,48, 0,55, 0,85, 0,85, 0,98
Intelie	7,50, 9,80, 12,50, 14,80, 16,25, 18,50

Tafelstühle, Bücheln usw. zu besonders billigen Preisen.
Nur sachgemäße und beratende Bedienung.
Nach anherhalb verlangen Sie bitte Preisliste.

Älteste Spez.-Bettwäsche-Fabrik Ernst Bähr.

(reingew. geschütztes Patent)
Berlin C 59, Gröbelfstraße 38
Zentrale Spandau, Potsdamer Straße 20.

Deutsche, laßt bei Deutschen arbeiten!

Herren-Moden

erstklassig nach Maß.
Stoffe von vornehmsten bis einfachstem Geschmack
Stoffannahme - Solide Preise
Zahlungserleichterung
Mitglieder 5% Rabatt

Gustav Meffe

Schneidermeister
Berlin SW 68, Lindenstraße 9 II
Telephon: Dönhoff 5129

Möbelausstellung im Fabrikgebäude

Prinzenstr. 9

Herren-, Speise-, Schlafzimmer
Teppiche, Dekorationen, Beleuchtungen

zu wirklichen Spottpreisen, reichhaltige Auswahl nach jedem Geschmack in gewaltigen Fabrikanlen. Weltweitendste Zahlungsbedingungen

ARTHUR SIEMUND

Christliches Unternehmen
Geöffnet bis 7 Uhr abends

Kauf bei unseren Inferenten!

Für Christen / Nichtchristen / Antichristen!

Die Gottfrage der Deutschen

Von Graf E. Reventlow
(Großoktav etwa 380 Seiten) 2. Tausend
Preis gebunden 8,- Mk., in Ganzleinen geb. 10,- Mk.

Die Gottfrage der Deutschen

sämtliche hier angezeigten Bücher sind zu beziehen durch die Buchversandabteilung des „Reichswart“, Berlin SW 11, Bernburger Str. 30 (Postschkt. Berlin 88714) Tel.: Lützow 8028